



Николай Львович Майков.

DAS SIMPLON-ABENTEUER EINES RUSSEN IM HERBST 1839

von *Heinrich Riggenbach*

Im Herbst 1839 reisten zwei junge Russen mit dem Ziel Italien von Basel aus durch die Schweiz. Der eine war der Philosoph und Dichter Nikolai Stankewitsch.¹ Er war in einem fortgeschrittenen Stadium tuberkulosekrank und lebte des Klimas wegen seit 1837 in Berlin. 1838 besuchte er das Rheinland und Belgien und unterzog sich an verschiedenen Orten Molken- und Bäderkuren. Im Sommer 1839 weilte er zur Kur im niederschlesischen Salzbrunn. Auf ärztlichen Rat beschloss er, den Winter in Italien zu verbringen, er wollte aber vorher noch die Schweiz besuchen und fuhr deshalb von Salzbrunn über Prag–Nürnberg–Stuttgart–Karlsruhe nach Basel. Dort traf er seinen Freund Alexander Pawlowitsch Jefremow – später Dozent für Geographie an der Moskauer Universität –, mit dem er zusammen reisen wollte und der zu diesem Treffen von einer Kur im Rheinland nach Basel geeilt war.

Von seiner Reise durch die Schweiz berichtete Stankewitsch zweimal seinen Eltern in Russland. Im ersten Brief vom 23. September aus Bern schildert er die Fahrt bis Bern und einen Ausflug ins Berner Oberland. Der zweite Brief aus Mailand vom 12. Oktober ist fast ganz der Reise durch das Rhonetal und über den Simplon gewidmet. Er stellt eine ausführliche, zusammenhängende und lebendige Erzählung über die beschwerliche Reise dar und vermittelt dabei auch Einblicke in das Alltagsleben der Bevölkerung, zumindest jener Gruppen, die vom und mit dem Tourismus lebten. Eindrücklich schildert er den Kampf der Briger gegen das Hochwasser. Als interessantes Dokument wird der Brief hier erstmals vollständig (bis zur Ankunft in Mailand) in deutscher Übersetzung publiziert.²

- 1 Siehe Porträt: N.W. Stankewitsch, Lithografie von 1838. Frontispiz der im Text angegebenen Briefausgabe. Der Name des Künstlers ist nicht genannt.
- 2 Das russische Original wurde erstmals veröffentlicht in *N.W. Stankewitsch, Peregiska 1830–1840* (Briefwechsel 1830–1840). Redaktion und Herausgabe von *Alexej Stankewitsch*, Moskau 1914, S. 120–128.

Als russischer Bericht über eine Simplonfahrt steht Stankewitschs Brief nicht alleine da. Unter den vielen Touristen, die seit dem 18. Jahrhundert die Schweiz besuchten, waren auch etliche Russinnen und Russen. Mit dem Sammeln und Auswerten schriftlicher Zeugnisse des frühen Tourismus aus Osteuropa befasste sich ein vom Schweizerischen Nationalfonds gefördertes Projekt.³ Dem Schwerpunkt Reisen wurde ein umfangreicher Sammelband gewidmet.⁴ In den Beiträgen wie auch in der umfangreichen, kommentierten Auswahlbibliographie sind weitere Schilderungen von Simplon-Reisenden aus Osteuropa zu entdecken.⁵

Bevor Stankewitsch mit seinem Brief selbst zu Wort kommt, wird etwas näher auf seine Biographie eingegangen. Nikolai Wladimirowitsch Stankewitsch stammt aus einer adligen, wohlhabenden Gutsbesitzerfamilie aus dem südrussischen Gouvernement Woronesch. Er wurde am 9. Oktober 1813 geboren. Zuerst besuchte er eine lokale Schule, dann ein Internat für Adlige in der Gouvernementshauptstadt. 1830–34 studierte er an der philologischen Abteilung der Moskauer Universität. Er lernte intensiv Deutsch, las die Werke deutscher Klassiker und Romantiker und wandte sich dann immer mehr den Philosophen des deutschen Idealismus zu. Schon bald wurde er zum Zentrum einer losen Gruppierung von Studierenden, die von Anfang an «Stankewitsch-Kreis» oder «Stankewitsch-Zirkel» genannt wurde. Die jungen Leute diskutierten sowohl über Literatur allgemein und literarische Neuerscheinungen als auch über philosophische und ethische Fragen. Bemerkenswert an diesem Kreis ist die Tatsache, dass zu seinen Teilnehmern eine ganze Reihe von Männern gehörte, die sich später in verschiedene politisch-weltanschauliche Richtungen entwickelten und in ihrer je eigenen Domäne zu Berühmtheit gelangt sind. So kommt es, dass man bei der Beschäftigung mit der russischen Literatur- und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts immer wieder auf den Namen Stankewitsch und auf seinen Kreis stösst. Als Beispiel eines Mitglieds sei der spätere Revolutionär und Anarchist Michail Bakunin genannt, dessen Biographie eng mit der Schweiz verknüpft ist. Zwischen Stankewitsch und der Familie Bakunin gab es auch sonst enge Beziehungen. Stankewitsch war mit Michail befreundet und Ljubow, eine seiner Schwestern, war die Verlobte Stankewitschs. Sie ist allerdings 1838 an Tuberkulose gestorben. Zum Stankewitsch-Kreis zählte auch Jefremow, der schon erwähnte Reisebegleiter Stankewitschs.

3 Schwerpunkte der schweizerisch-slavischen und schweizerisch-osteuropäischen Wechselbeziehungen. Dokumentation und Forschung (1988–1994).

4 *Monika Bankowski et al.* (Hg.), *Fakten und Fabel. Schweizerisch-slavische Reisebegegnung vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Basel und Frankfurt a.M. 1991.

5 Hinweise auf solche Reisen oder Aufenthalte enthält auch die kommentierte Anthologie: *Jewgeni Netscheporuk* (Hg.), *Die russische Entdeckung der Schweiz: ein Land, in dem nur gute und ehrbare Leute leben*, Zürich 1989. Der in der Schweiz lebende russische Schriftsteller Schischkin verfasste den literar-historischen Reiseführer, in dem das 9. Kapitel dem Wallis gewidmet ist: *Michail Schischkin*, *Die russische Schweiz*, Zürich 2003.

Stankewitsch selber hat weder als Schriftsteller noch als Philosoph Werke von bleibendem Wert geschaffen. Zum Mittelpunkt einer geistigen Elite wurde er dank seiner faszinierenden Persönlichkeit, seiner Fähigkeit, Menschen zusammenzubringen und sie für Literatur und Philosophie zu begeistern, seines Gespürs für literarische Qualität, auch wenn er sie selber nicht hervorbringen konnte. So ist es denn auch nicht erstaunlich, dass der Ende 1831 eröffnete Zirkel den Wegzug Stankewitschs aus Russland nicht lange überlebte. Die wichtigste Hinterlassenschaft Stankewitschs sind seine Briefe an Verwandte und Freunde. Sie sind auch die Hauptquelle für seine Biographie und seine Ansichten über Literatur, Philosophie und bildende Kunst. Im folgenden Brief aber steht das Erlebnis der Reise und der überstandenen Strapazen ganz im Vordergrund.

12. Oktober/30. September, 1839. Mailand⁶

Lieber Papa und liebe Mama! Endlich bin ich in Italien – und kann es selber noch kaum glauben! Vor etwas mehr als zwei Wochen habe ich Euch einen Brief aus Bern geschickt. Von dort machte ich mich über Freiburg nach Vevey auf, wo ich etwa zwei Wochen zu verbringen gedachte, der dortigen Trauben wegen, aber unterwegs sagte man mir, dass der Übergang nach Italien unterdessen sehr schwierig werden könnte, umso mehr, als die berühmte Simplonstrasse bereits durch Regenfälle beschädigt war. Ich befolgte den Rat und eilte nach Genf. Als ich einige Tage dort verbracht und dann Lausanne besucht hatte, bestieg ich eine Diligence, die nach Mailand fahren sollte. Jefremow, den ich in Basel angetroffen habe (ich schrieb Euch von dieser Begegnung), fuhr ebenfalls mit mir. Man sagte uns, dass bis zu unserer Ankunft der Weg repariert sein werde – andernfalls müssten wir eine Viertelstunde zu Fuss gehen. Das war ja kaum der Rede wert, aber dieser Übergang erwies sich demjenigen von Suworow würdig! Ich werfe mich unwillkürlich in die Brust, wenn ich an die Schwierigkeiten denke, die wir überwunden haben. Ich möchte Euch einige Einzelheiten von dieser Reise mitteilen, aber vorher will ich bemerken, dass ich sie ganz wohlbehalten beendet habe und gesund und unversehrt in Mailand angekommen bin, sogar gesünder als früher und fünfmal fröhlicher – auch Jefremow, nur schläft er jetzt länger.

Die Simplonstrasse ist eines von Napoleons Werken und der bequemste Übergang nach Italien. Der Berg Simplon bildet den Punkt, von dem an die gigantischen Arbeiten beginnen. Zu ihm führt von Genf aus eine sehr bequeme Strasse. Wir stiegen am Abend in Vevey (am Genfersee) in die Diligence und übernachteten in St. Maurice. Von dort erreichten wir durch ein enges Tal Sion, die Haupt-

6 Das zweite Datum bezieht sich auf den in Russland gültigen julianischen Kalender.

stadt des Kantons Wallis. Der Regen verdross uns den ganzen Morgen lang und machte das enge Tal noch finsterer. Es war bedeckt mit Haufen von Steinen, die durch das Wasser von den Bergen herunter geschwemmt worden waren. Die Rhone floss ganz nahe am Weg, dieses Mal friedlich und ohne Anmassung. Bei unserer Ankunft in Sion klärte sich der Himmel auf und wir versprachen uns eine erfreuliche Reise. Beim Mittagessen in Sion wandte ich die Aufmerksamkeit den Reisegefährten zu, die unterwegs getrennt von uns im Coupé gegessen hatten. Es waren zwei junge, ziemlich schweigsame Franzosen, deren einzige Sorge es war, möglichst schnell am Bestimmungsort zu sein. Nach Fahrplan hätten wir diese Nacht in Brig, am Fuss des Simplons, verbringen sollen, aber als wir die kleine Ortschaft Turtmann erreicht hatten, mussten wir anhalten: das ganze Tal gegen Brig zu war überschwemmt. Das war Hindernis Nummer eins. Es war nichts zu machen; wir übernachteten. Am andern Tag, um 5 Uhr, waren wir schon unterwegs. Das Wasser war zurückgegangen, so dass man den Weg sehen konnte, und wir setzten unsere Fahrt eine Zeit lang ruhig fort, als wir plötzlich, noch vor Brig, hörten, wir müssten uns beeilen und etwa eine Stunde zu Fuss den Berg hinauf gehen, weil es im Tal Wasser habe. Nichts zu machen. Wir bewaffneten uns mit Regenschirmen, luden unsere Koffer den Schweizern auf, die uns entgegengekommen waren, und zogen los. Ich als alter Jäger war mit solchen Märschen vertraut und eilte fröhlich vorwärts, die andern ertrugen dieses Hindernis Nummer 2 ebenfalls geduldig und bald erblickten wir zu unserem Vergnügen vor uns einen Haufen von Häusern, eine Kirche und das Jesuitenkollegium auf dem Hügel. Noch fünf Schritte und wir sind auf der Brücke, noch einen Schritt und wir sind im Gasthaus. Aber da gab es eine neue Nachricht: *Man hatte die Brücke abgerissen*, um dem Wasser freien Durchgang zu geben und es von der Ortschaft abzuleiten. Das war schon unangenehm, aber auf der Reise ist die wichtigste Regel: nicht murren und über Missgeschicke lachen. Wir lachten, wenn auch nicht mit fröhlicher Mine, und brachen auf, um über einen Umweg zur Napoleon-Brücke zu gelangen. Nach einer halben Stunde waren Jefremow und ich schon im Gasthaus, die andern kamen uns nach. Nichts konnte sich jetzt mit unserer Seligkeit vergleichen – alle wandten sich mit Neugier den verschmutzten Reisenden zu, alle wunderten sich über ihre grosse Tat. Die Wirtin öffnete die Zimmer, ihre Töchter heizten den Kamin, ein Fuhrmann schimpfte bei einem Glas Wein auf das Wetter. Ein Soldat, der mit Depeschen vom Simplon gekommen war, sagte, man könne die Reise fortsetzen, wenn es auch schlecht sei, aber zu Fuss. Der Wirt machte sich lustig über Engländer, die bei diesem Wetter aufgebrochen waren und die einige Tage in einem schlechten Gasthaus im Dorf Simplon übernachten müssten. Bald stand das Essen bereit – ein schmackhaftes, reichliches Essen, bei dem sich die Reisenden schlicht im siebten Himmel fühlten – wie viel bedeutet es doch, dem Unheil entkommen zu sein. Währenddem arbeiteten alle Bewohner des Ortes am Fluss. Unaufhörlich schleppten sie riesengrosse, buschige Weiden an unse-

ren Fenstern vorbei und legten damit das Ufer aus, um das Anströmen des Wassers abzuschwächen und zu verhindern, dass das Ufer unterspült wird. Aber der Regen hielt an, das Wasser stieg und stieg – und bald rief die Glocke die Nachbarn des Ortes zur Verteidigung des Ufers herbei. Die Leute in den Häusern am Fluss waren sehr besorgt um die unteren Stockwerke und bald fanden wir es angezeigt, weiter nach oben zu ziehen, in ein anderes Gasthaus. Das war schon ziemlich spät, etwa um sieben Uhr abends. Unser Umzug brachte die Wirtin noch mehr aus dem Häuschen, dafür war man im neuen Gasthaus über den Zuwachs an Gästen erfreut. Unsere Scherze machten ihnen noch mehr Courage. Indessen waren wir trotz der Höhe des Ortes nicht vollkommen ruhig und bereiteten uns darauf vor, notfalls zu den Jesuiten zu gehen. Endlich, gegen Mitternacht, legte sich die Aufregung, wir gingen zu Bett, schliefen aber schlecht. Am andern Tag konnte man nicht ans Reisen denken: es goss in Strömen und die Berge lagen in Dampfwolken. Aber der Fluss hatte sich gemässigt, die Wirtin des alten Gasthauses, bei der wir am Morgen vorbeigingen, empfing uns fröhlich und erklärte, in den Bergen habe es geschneit und das sei ein gutes Zeichen. Am meisten fürchten sie den südlichen, warmen Wind, von dem das Eis in den Bergen schmilzt und die Täler mit Wasser eindeckt. Diesen Wind hatten sie gewöhnlich im August, und sie konnten sich nicht genug darüber wundern, dass er im Oktober kam und mit solchen Gewittern einherging. Vor Langeweile besuchten wir das Jesuitenkollegium, wo uns ein Mönch Anweisungen für den Weg gab. Er nahm einen Stock in die Hände, kletterte auf die Schulbänke und zeigte, wie man sich darauf stützen muss, wie man über dem Abgrund zu gehen hat. Seine Kleidung passte so gar nicht zu seinem kriegerischen Antlitz, den feurigen Augen und seiner Postur, dass man auf Anhieb in ihm einen alten Soldaten erkennen konnte. Bald hörten wir von ihm, dass er einst gedient hatte, und ich erriet sogleich, dass er derselbe mutige Mann war, der am Vorabend bis zum Hals im Wasser gestanden und an der Befestigung des Ufers gearbeitet hatte. Ich freute mich, im Kollegium gewesen zu sein. Dieser Besuch gab mir eine Vorstellung vom Leben der Jesuitenzöglinge. Es ist schade, dass ihr Grundgedanke nicht gut ist, aber ihre Bemühungen um die Zöglinge verdienen Achtung. Ihre Klassenzimmer sind sauber, geräumig und hoch. «Das ist das Wichtigste», erklärte uns der Führer, «denn nichts schadet hier so sehr wie stickige Luft.» Im Esssaal sahen wir vor jedem Gedeck eine halbe Flasche Wein. Der Franzose, der mit mir zusammen war, wunderte sich. «Alle Franzosen wundern sich darüber», sagte der Führer, «aber im hiesigen Klima, bei unserer rauen Bergluft, ist das unumgänglich.» Darauf liess er uns die kleineren Flaschen für die minderjährigen Zöglinge zeigen. Als er uns begleitete, bemerkte er, wir sollten in keinem Fall bei Regen abreisen. «Bei gutem Wetter werden Sie Schwierigkeiten haben, aber bei schlechtem Wetter werden Steine von den Bergen auf Sie herunterfliegen.» Ich gelobte mir sofort hoch und heilig, seinem Rat zu folgen, und die ganze Reisegesellschaft war mit mir einverstanden. Nachdem

wir nochmals in Brig übernachtet hatten, wurden wir endlich mit einem prächtigen, klaren Tag belohnt. Und es war ein Vergnügen, die freudigen Gesichter der Bewohner anzusehen, die ihre Behausungen erfolgreich verteidigt hatten. Scharnweise drängten sich die Leute auf der zerstörten Brücke, man hörte Äxte schlagen, eine neue Brücke wurde gebaut, Lieder ertönten überall, die Ladengeschäfte wurden geöffnet und der Postmeister liess für uns eine kleine Kutsche anspannen, denn an eine Diligence war nicht zu denken. Fröhlich verliessen wir Brig und als der kurvenreiche Weg uns hoch über das Tal hinaufgeführt hatte, verabschiedete ich mich freundschaftlich von diesem Dörfchen, aus dem ich in den anderthalb Tagen gerne weiss Gott wohin geflohen wäre. Mit unseren Begleitern wurden wir jetzt unzertrennlich und alle Unternehmungen wurden gemeinsam geplant und ausgeführt.

Obwohl unsere Gefahren nur eingebildet waren, taten wir uns doch wichtig damit, sie überwunden zu haben. Der klare Tag und die Neuheit, die Ungewöhnlichkeit der Dinge verstärkten unsere fröhliche Stimmung: die Franzosen scherzten und sangen – der eine band sein Tuch an den Stock und fuhr triumphierend mit dieser Fahne, der andere redete unablässig von den Engländerinnen, die wir in Simplon Dorf antreffen sollten und derentwegen er eine Stunde früher aufgestanden war, um sich ordentlich zu rasieren. Inzwischen hatte unsere Kutsche den Berg umfahren und wir befanden uns plötzlich über dem Abgrund. Diese Nachbarschaft schreckte uns übrigens nicht. Die Strasse hat überall eine Breite von ungefähr vier Saschen⁷, und ist nicht steil angelegt, auf eine Saschen kommen nur zwei Werschok⁸ Steigung. Ihr könnt Euch vorstellen, wie viel Pulver nötig war, um ganze Felsen auf einer Länge von über 60 Werst⁹ zu sprengen. Aber nun waren wir plötzlich an einer Stelle, wo der Sturm Spuren hinterlassen hatte: Steine lagen auf dem Weg, mit der Wurzel ausgerissene Tannen neigten sich zu uns herab, eine lag sogar direkt auf der Strasse – noch weiter, und wir mussten aussteigen, weil ein ganzer Hügel vom Berg auf die Strasse heruntergerutscht war. Die Kutsche wurde mit Ach und Krach hinübergezogen und wir fanden uns in einer Galerie, die in den Felsen eingehauen war, der den Weg versperrt. Über die Galerie hinweg stürzt brausend ein Wasserfall und fällt in den Abgrund. Wasser dringt durch das Gewölbe der Galerie und bewirkt die Reisenden mit einer Dusche. Nach dieser und noch einer weiteren unterirdischen Passage stiegen wir auf den höchsten Punkt des Simplons – eine unfruchtbare Gegend öffnete sich vor uns, ein scharfer Wind blies ins Gesicht, und wir, die wir uns vor einer Stunde vor der Hitze nicht zu wehren wussten, hüllten uns ein. Ein Stein und ein Kreuz markieren die höchste Stelle. Nicht weit davon entfernt ist ein Haus gebaut, das Reisende, wenn

7 1 Saschen = 2,134m.

8 1 Werschok = 4,4 cm.

9 1 Werst = 1,06 km.



*Galerie der Simplonstrasse. Illustration von W.F. Timm
zu einem russischen Reiseroman in Versen von I.P. Mjatlew,
dessen 2. Teil über die Schweiz 1843 erschienen ist.
Die Abbildung zum Anfang des Kapitels Simplon stammt aus einer Werkausgabe
Mjatlews, Moskau 1894*

sie in Not sind, unter seinem Dach aufnimmt. Von da an führte die Strasse abwärts und wir gelangten bald nach Simplon Dorf. Hier begann die Rekognoszierung und anschliessend folgte die Beratung. Nach den Auskünften sah die Sache so aus, dass die Strasse von Simplon Dorf nach Domo d'Ossola (die erste italienische Stadt), so beschädigt war, dass man nicht einmal zu Pferd durchkommen konnte, nur zu Fuss, und auch dies manchmal auf allen Vieren. «Wenn andere Leute durchkommen, werden auch wir durchkommen», das war das Resultat unserer Beratung. Es wurde beschlossen, bei gutem Wetter am nächsten Tag vor Sonnenaufgang aufzubrechen und die Habseligkeiten den Schweizern aufzuladen. Inzwischen war das Essen fertig geworden, dem wir so zu Leibe rückten, dass keine Spur mehr übrig blieb. Es erschienen die Engländer und Engländerinnen. Alles erwartete neugierig, womit unser Unternehmen enden würde – die Engländer mussten kehrt machen, denn für Equipagen gab es keine Möglichkeit durchzufahren. Wir beharrten auf unserem Entschluss und am nächsten Morgen brachen wir auf, ausgerüstet mit Stöcken mit einer scharfen Eisenspitze. Fünf Begleiter mit den Koffern auf dem Rücken bildeten unseren Konvoi. Im engen Tal, durch das unser Weg führte, war es noch dunkel, aber der Schneegipfel des Rossbodens¹⁰, der sich hinter den schwarzen Bergen emporreckte, war schon vom rosafarbenen Abglanz der Morgenröte bedeckt und wir konnten uns daran nicht satt sehen. Der Weg führte abwärts, so dass man singend gehen konnte, was wir auch taten, aber bald nahmen die Führer, um den Weg abzukürzen, einen Seitenpfad und da setzten wir zum ersten Mal unsere Stöcke ein, die wir bis dahin nur zum wichtig Tun getragen hatten. Zuerst gaben sie uns Halt auf dem glitschigen Gras, dann stiessen wir sie zwischen die Steine, über die eine Quelle lief. Nach einigen Minuten befanden wir uns wieder auf der grossen Strasse – aber ein Teil von ihr lag in der Schlucht, durch die tosend der Fluss Diveria eilt. Wir kämpften uns auf den Überresten der Strasse durch, kamen noch durch eine prächtige Felsengalerie und fanden uns dann in einer wilden, engen Schlucht, über die zu beiden Seiten nackte Felsen senkrecht emporstiegen. Ich wandte mich jeden Augenblick zurück, um mich am Anblick des Schneebergs Lagginhorn zu weiden, der sich hinter uns erhob. Durch diese Öde gingen wir etwa zwei Stunden lang oder mehr. Der Weg war oft unterbrochen; er war von Steinen verschüttet, über die wir hinüberklettern mussten. Es tat einem leid, die Zerstörung einer so grossartigen Arbeit zu sehen! Aber die Brücken über den Abgründen standen fest und unerschütterlich, und ihre schönen Formen erfreute das Auge in dieser Einöde. Endlich gelangten wir zum sardinischen Zoll in Iselle. Nach der Gepäckskontrolle entliess man uns. Aber ich musste noch eine Stunde bleiben, um eine Liste meiner Bücher zusammenzustellen; ich wollte sie von da direkt in die Toskana schicken,

10 Gemeint ist das Fletschhorn mit dem Rossbodengletscher.

ich wollte vermeiden, dass sie bei jeder Grenze kontrolliert werden. Die Franzosen gingen weiter, Jefremow und zwei Führer blieben bei mir. und nun ging es los. Felsbrocken lagen zerstreut herum und versperrten den Weg, gewaltige Bäche überquerten ihn – und wir mussten bald auf allen Vieren kriechen, bald uns durch das Wasser kämpfen. Arbeiter bestaunten uns, aber wir verloren den Mut nicht, fröhlich gingen wir vorwärts und erblickten zu unserem grössten Vergnügen bald ein Gasthaus oder besser gesagt eine Schenke mit einem italienischen Schild, wo man uns Schaffleisch und Rotwein servierte. Gestärkt zogen wir weiter – das Tal wurde breiter, in der Ferne wurden kleine Dörfer sichtbar, am Berghang zerstreut und fröhlich von der Sonne beleuchtet, die kaum in die Schlucht gedrungen war. Wir beschleunigten unsere Schritte. Vor uns zeigten sich Weinberge, von denen uns ein Fluss trennte. Darüber waren in ziemlicher Höhe zwei Balken gelegt. Jefremow ging mit Angst und Zittern hinüber. Ich fürchtete, dass mir schwindlig wird, und sagte, man solle mich hinüberführen. Aber später, bei einem anderen Bach, einem schmaleren, über den ein einziges Brett gelegt war, schämte ich mich und ging mutig hinüber. Da kam mir eine alte Italienerin entgegen, fasste mich am Arm und rief: «Misericordia! Wie kann man auf diesem Weg gehen!» Ich dankte ihr und sagte: «Die Leute gehen hier durch, also werden auch wir durchkommen.» Aber da begann eine richtige Plackerei! Etwa zwei Stunden musste man über Steine gehen. Das strengte uns sehr an und wir freuten uns über die Maultiere, die wir auf dem ersten richtigen Wegstück antrafen. Bald öffnete sich unserem Blick ein breites, helles Tal. In Crevola assen wir Früchte und machten uns dann auf den Weg nach Domodossola. Da standen wir wieder vor einem reissenden Bach, der die Brücke weggerissen hatte. Der Führer nahm meinen Esel am Zügel und an meinen Esel band er den von Jefremow, und an diesen die Lasttiere, und als Gespann überquerten wir den Bach. Mein Gott! Mit welcher Wonne zog ich in Domodossola die roten Stiefel und den Schlafrock an. Die Kunde über unsere Ankunft verbreitete sich in der Nachbarschaft des Gasthauses und die neun Töchter des Stadtpräfekten kamen auf den Balkon heraus, um die Reisenden zu besehen, die über den Simplon gekommen waren, so dass ich trotz meiner Müdigkeit den Gehrock wieder anzog und nur die roten Stiefel anbehielt. Ihr werdet denken, dass wir uns nun ausruhten? Mitnichten – nach dem Essen gingen wir die Stadt besichtigen. Wir konnten eine kleine kindliche Freude nicht unterdrücken, als wir um uns herum italienische Laute hörten (wenn auch verdorbene) und überall Aushängeschilder in italienischer Sprache sahen. Etwa um sechs Uhr gingen wir in die Kirche; sie war voll. Alle waren niedergekniet und sangen irgendwelche Verse, deren einfache und fröhliche Melodie mir sehr gefiel. So beschlossen wir diesen denkwürdigen Tag. Ich fürchtete, es könnte zu einem Blutsturz kommen, wie im Kaukasus, umso mehr, als ich einige Male genötigt war, Wein zu trinken, um das Wasser zu meiden. Aber das Blut war sehr vernünftig und organisierte sich diesmal *ganz anders* und ich spüre seither ganz neue Kräfte in mir!

Die Hindernisse waren noch nicht ganz zu Ende; die Strasse von Domodossola an war ebenfalls beschädigt, aber irgendwie, mal mit der Diligence, mal mit einer Kutsche erreichten wir am Abend Mailand. Das unsichere Wetter bestimmte uns, auf den Inseln im Lago Maggiore, an denen unser Weg vorbeiführte, nicht Halt zu machen. Wir grüssten die blühende Isola Madre, die blühende Isola Bella und fuhren weiter. Die riesengrosse Statue des hl. Carlo Borromeo, die von weitem wie ein Turm aussah, erhob sich auf einem Hügel, nahe am Weg. Fröhliche, schöne Dörfer zogen sich am Seeufer dahin, und durch diese fröhliche Gegend erreichten wir vorgestern Mailand. [...]

Die Fortsetzung von Stankewitschs Reise und sein weiteres Schicksal lassen sich mit wenigen Worten wiedergeben. Den Winter 1839/40 verbrachte er, meist in russischer Gesellschaft, in Florenz. Im Frühling zog er nach Rom, wo sich sein Gesundheitszustand verschlechterte, so dass er mit seinen Bekannten nicht nach Neapel weiterreisen konnte. Den Sommer wollte er des günstigeren Klimas wegen am Comersee verbringen. Auf der Reise dorthin – begleitet von Jefremow und Warwara Djakowa, einer Schwester Bakunins – verstarb er in der Nacht vom 24. auf den 25. Juni 1840 in Novi Ligure.

Die positiven Nachrichten Stankewitschs über seine Gesundheit am Anfang und am Ende des hier publizierten Briefes sind sicher teilweise dem Wunsch geschuldet, die Eltern zu beruhigen. Es ist aber durchaus denkbar, dass die Erlebnisse der abenteuerlichen Reise Kräfte in ihm mobilisiert und ihn tatsächlich vorübergehend gestärkt haben. Vielleicht hat auch das Bergklima sein Gutes getan. Stankewitsch schreibt im nicht mehr übersetzten Schluss des Briefes, im Unterschied zur «Julihitze», die in Mailand herrsche, habe er in der Schweiz «saubere, herrliche Bergluft» geatmet.